

# Lehrer müssen Klassenchats auf Whatsapp löschen

Aufgrund neuer EU-Regeln beim Datenschutz sind hiesige Schüler zu jung für den Messenger-Dienst

Nadja Pastega

Zürich In Dietlikon ZH feilt Schulleiter Reto Valsecchi gerade an einem Elternbrief. Darin teilt er mit, dass die beliebten Klassenchats auf Whatsapp abgeschaltet werden – notgedrungen. Denn seit einer Woche ist es illegal, wenn sich Lehrer über diesen Messenger-Dienst mit ihren Schülern unterhalten. «Whatsapp hat das Mindestalter für die User von 13 auf 16 Jahre erhöht», sagt Valsecchi. «Jetzt dürfen die Lehrer über diesen Kanal nicht mehr mit ihren Schülern kommunizieren.» In der Schweiz endet die Schulzeit in der Regel, wenn die Schüler 15 sind – zu jung für Whatsapp.

Grund für die verschärften Nutzungsbedingungen ist ein neues EU-Gesetz, die sogenannte Datenschutz-Grundverordnung mit dem sperrigen Kürzel: DSGVO. Sie ist

am 25. Mai in Kraft getreten und legt fest, dass nur Daten von Kindern ab 16 Jahren verarbeitet werden dürfen. Da auch Whatsapp Daten erhebt, wurde die Altersgrenze entsprechend erhöht. Die neuen Regeln gelten für die ganze «europäische Region», wie der zu Facebook gehörende Messenger-Dienst festhält – zu dieser zählt Whatsapp auch die Schweiz und den Vatikan.

Mit rund 6 Millionen Nutzern ist Whatsapp in der Schweiz das grösste digitale Netzwerk, beliebt gerade auch bei Lehrern. Per Knopfdruck übermitteln sie ihren Zöglingen Informationen zu Stundenplanänderungen, Ausflügen oder Klassenlagern, sie übermitteln Dokumente und leiten freiwilligen Lernstoff weiter. «Auch Hausaufgaben und Hilfestellungen dazu werden über Whatsapp-Gruppen organisiert», sagt Chris-

tian Hugi, Präsident des Lehrerverbands des Kantons Zürich.

«Whatsapp ist zwar nicht unproblematisch, wie Datenschützer warnen. Aber das Mindestalter heraufzusetzen, ist völlig übertrieben», sagt Alain Pichard, Lehrer im Oberstufenzentrum Oplund bei Biel im Kanton Bern. Verbote seien bei Jugendlichen «generell schlecht». Der digitale Kanal werde von Lehrern geschätzt, weil «man hier schnell und unkompliziert mit den Schülern kommunizieren kann».

## E-Mail, SMS – die Suche nach Alternativen läuft

Überall in der Schweiz beraten derzeit Lehrer und Schulleiter, wie es nach der Whatsapp-Ära weitergehen soll. In zürcherischen Dietlikon hat Schulleiter Valsecchi als Ersatz für alle 200 Schüler eine offizielle E-Mail-Adresse eingerichtet. An

Pichards Schule haben 20 Lehrer diese Woche im Rahmen einer Weiterbildung über Alternativen zu Whatsapp beraten und eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die das unter Einbezug der Eltern weiterverfolgen soll. «Nach den Sommerferien soll für die neuen Klassen eine Lösung vorliegen», sagt Pichard.

Beim Zürcher Lehrerverband geht man davon aus, dass die Lehrer, die Whatsapp nutzten, «jetzt vermutlich auf andere Apps ausweichen», sagt Präsident Hugi. Voraussetzung dafür wäre allerdings, dass andere Messenger-Dienste bei der Altersbeschränkung nicht nachziehen. «Man könnte auch auf einen Austausch via E-Mail umsatteln», sagt Hugi.

Der Jurist des kantonalen Lehrerverbands «Bildung Bern» geht technisch noch weiter zurück. Auf Anfrage einer Schule hält er in einem Schreiben fest, dass als Ersatz

für Klassenchats künftig «die gute alte SMS einspringen könnte».

Dass man damit die Jugendlichen erreicht, bezweifelt der Aargauer Schulleiter Peter Merz. «Die jüngere Generation weiss schon gar nicht mehr, was das ist.» Auch E-Mails seien eher unzuverlässig. «Mal funktioniert die Internetverbindung nicht, oder die Schüler schauen nicht nach, ob etwas gekommen ist. Kommt hinzu, dass sie das zum Teil nicht mit dem Handy synchronisieren können.»

Merz hat sich durch die 34-seitigen Richtlinien von Whatsapp geirrt – und eine Ausnahmeregelung entdeckt, deren Umsetzung allerdings aufwendig ist. Mit Einwilligung aller beteiligten Eltern könnten die Chats weitergeführt werden. Jetzt will Merz einen Brief verschicken. «Darin bitten wir die Eltern um ihre Unterstützung, damit wir Whatsapp weiter nutzen können.»

## Kein Zimmer frei für Behinderte

Die erstmalige Vermessung von 500 Schweizer Hotels zeigt, dass viele Unterkünfte nicht barrierefrei sind – es fehlt laut Fachstellen an Kontrollen

Bern Alleine kommen Gehbehinderte nicht in das Bündner Hotel. «Rollstühle müssen über die Treppe getragen werden», schreibt ein Gast auf dem Webportal Tripadvisor. Ein anderer ärgert sich nach seinen Ferien im Wallis: «Das grösste Hindernis war der Lift. Viel zu klein, wir mussten den Rollstuhl demontieren.» In Zürich wiederum war das Bad für einen Touristen kaum zugänglich. «Weiter fehlten Duschsitz und Haltegriffe.»

Statt Entspannung erleben Menschen mit Behinderung im Urlaub oft böse Überraschungen. «Einige bleiben lieber zu Hause oder beschränken sich auf einen ihnen bekannten Ort», sagt Marc Buttica von Pro Infirmis. «Anderer klären vorher ab, ob sich ein Hotel eignet. Sie erhalten aber oft ungenaue Informationen, erleben vor Ort dann doch eine Enttäuschung.»

Ein schweizweites Grossprojekt will dies jetzt ändern. «Letztes Jahr war eine kleine Armada von Hotelprüfern unterwegs, hat Zimmer vermessen, Liftgrössen oder Türbreiten überprüft», sagt Susanne Gäumann, Geschäftsleiterin der Stiftung Claire & George. Neben dieser beteiligten sich der Verband Hotellerieuisse, die Paraplegiker-Vereinigung und Mobility International Schweiz am Projekt. «Insgesamt konnten 500 Betriebe auf die Barrierefreiheit geprüft werden. Laufend kommen neue dazu.»

Eine exklusive Analyse zeigt: Nur 23 Prozent der Unterkünfte bieten ein komplett barrierefreies Zimmer. 30 Prozent haben ein entsprechendes Bad oder Parkplätzchen. Der Frühstücksbereich ist bei 67 Prozent der Betriebe einwandfrei. Ein elektrisch verstellbares Bett ist jedoch selten (7%), ein barrierefreies Hallenbad (3%) eine Rarität.

«Wir haben gemerkt, dass grosser Nachholbedarf besteht», sagt Thomas Allemann, Mitglied der Geschäftsleitung von Hotellerieuisse. Ein bedeutender Teil der Gaststätten sei über 100 Jahre alt.



«Wir mussten den Rollstuhl demontieren»: Viele Gäste mit Behinderungen können nicht entspannen, wenn sie in die Ferien reisen

Foto: Getty Images

«Diese Objekte baulich anzupassen, kostet enorm viel Geld.» Es sei daher nicht nur um die Erfassung der Daten gegangen. «Sondern auch darum, Hoteliers zu sensibilisieren», sagt Allemann. «Um ihnen das Potential aufzuzeigen.»

Denn laut Bundesamt für Statistik leben fast 1,8 Millionen Menschen mit Behinderung in der Schweiz, Tendenz steigend. «Von barrierefreien Angeboten profitieren aber längst nicht nur sie», sagt Marc Buttica von Pro Infirmis. «Für Senioren, deren Zahl ständig steigt, sind solche Hotels von Vor-

teil. Und auch Eltern mit Kinderwagen oder generell Gäste mit viel Gepäck freuen sich über Rampen oder über geräumige Lifte.»

## «Einige Hoteliers wollen keine Behinderten am Morgenbuffet»

Zum Teil fehlt laut Joe Manser ganz einfach die Akzeptanz. Der Leiter der Schweizer Fachstelle für hindernisfreie Architektur ist selbst im Rollstuhl. Er weiss: «Einige Hoteliers wollen keine Sinnes- oder Gehbehinderten am Morgenbuffet. Aus Angst, das könnte die anderen Gäste irritieren.» Auch für

Architekten sei die Barrierefreiheit meist kaum zentral. «Ihnen ist die Ästhetik wichtiger.» Das zeigte sich bei rollstuhlgängigen Duschen ohne Schwelle. «Jahrelang haben wir diese bei Neubauten gefordert, wurden aber nie erhört», sagt Manser. «Aber jetzt, wo sie angesagt sind, will plötzlich jeder Hotelgestalter nur noch bodenebene Duschen.»

Eine Wahl haben Gastgeber eigentlich nicht. Hotels müssen für jede Person ohne Erschwernis oder Hilfe zugänglich und nutzbar sein. So verlangt es das Behin-

dertengleichstellungsgesetz seit 2004 für alle bewilligungspflichtigen Neu- und Umbauten. Manser rügt hier das Kontrollsystem. «Oft winken Laien in Gemeinden die Baugesuche durch, obwohl sie nicht regelkonform sind.» Werden Änderungen verlangt, reagieren Hoteliers und Planer laut Manser manchmal ungehalten, «oder es werden halbpatzige Pflichtübungen gemacht».

Die neue Datensammlung soll nun Transparenz schaffen. Auf den beiden Plattformen Paramap.ch und Claireundgeorge.ch sind alle

Ergebnisse integriert, ab 2019 auch auf der Website von Schweiz Tourismus. Laut Projektleiterin Gäumann geht es nicht darum, Hotels zu labeln. «Barrierefreiheit ist nie schwarz und weiss. Jemand im Rollstuhl hat andere Bedürfnisse als eine blinde Person.» Aber jetzt könne jeder Gast schon im Voraus auf den Zentimeter genau prüfen, wie hoch ein Bett sei oder ob es taktile Markierungen gebe. «Damit die Ferien eben Entspannung bringen und nicht mehr böse Überraschungen», sagt Gäumann.

Roland Gamp